## Heimatstädtchen

n zu , war oßen n ihr Lied

Seele,

elt in

n das eden,

wert,

mich.

Ich kenne ein Städtchen, lieblich und fein, wo auch der Fremde sich fühlet daheim.

Hier lebt ich als Jüngling, gern denk ich zurück, verlor auch mein Herz hier und fand mein Glück.

Neustadt, Heimatstädtchen klein und fein, dich kenn ich, dich lieb ich, hier will ich sein.

Die Gäßchen sind schmal, die Häuser drinn alt, am Kreuz hängt's Schwert mit der schützenden Hand. Der Brunnen am Marktplatz, er plätschert noch heut und unter der Linde sitzen die Leut.

Neustadt, Heimatstädtchen klein und fein, dich kenn ich, dich lieb ich, hier will ich sein.

Bin viel gewandert durch weite Lande, knüpfte da und dort manch zarte Bande doch mit einer Neustädter Frau erst vereint, ein Leben voll Glück und Sonne mir scheint. Neustadt, Heimatstädtchen klein und fein, dich kenn ich, dich lieb ich, hier will ich sein.

Am Hange des Städtchens ein Platz es gibt, dort liegt begraben mein einziges Lieb und wenn mich zu sich rufet einstens Freund Hein, will auch ich in Neustadt begraben sein.

Neustadt, Heimatstädtchen klein und fein, dich kenn ich, dich lieb ich, dein will ich sein.

Und nun gehen wir gemeinsam in meinen zweiten schönen Ort, von dem ich sagen darf, hier ist meine Heimat, hier bin ich zu Haus. Es ist dies das im schönen Mümlingtal, am Fuße des Breubergs liegende, alte Städtchen Neustadt im Odenwald. Hier wurde ich, der Hanjürg, vor nun bald einem halben Jahrhundert mit Liebe aufgenommen und das war für mich ausschlaggebend, dazubleiben!

Es war an einem Sommertag, Sonnabend nachmittags spät war es, als ich mit der Eisenbahn in Höchst im Odenwald ankam. Als ich dort aus dem Zuge ausstieg, stand mir gegenüber schon das bayerische Bähnche und vorn war das Maschinchen, rückwärts an die Personenwägelchen, angekuppelt. Es machte tüff-tüff-tüff und es kam mir vor, als wenn es mich als Gast begrüßen wolle. Ich stieg ein und bald ging es los. Wir waren noch nicht weit gefahren, da bimmelte ein Glöcklein und ein heller, scharfer Pfiff ertönte und in Eile und mit Getöse taratata taratata ging es von der Höhe ins schmucke Tälchen hinab. Oft ertönte Glocke und Pfeife und schon waren wir in Sandbach. Nach kurzem Halt ging die Fahrt weiter und links kam mir ein Bergkegel zu Gesicht, dessen Gipfel von schönen Bauten und Wällen verziert war. Es war die Burg Breuberg, die sich mir in voller Pracht und Größe zeigte. Drüben am Fuße und Hange des Breubergs aber schmiegten sich die Häuser des Städtchens Neustadt, wie ein Saum von Samt und Seide, so um den Berg herum, als fühlte sich alles das, was sich da befand, unter der erhabenen Burg beschützt und wohl geborgen. Nicht weit von meinem Bähnchen aber sah ich zum ersten Male kurz durch das Gebüsch das Wasser der Mümling blitzen, das liebliche Flüßchen, das wie ein blaues Band durch grüne Wiesen und Gärten sich schlängelt und Neustadt so umschließt, als wolle es das Städtchen fest und innig zusammen halten. Aber schon machte mein Zügle halt, ich stieg aus und betrachtete mir das kleine Bahnhöfle und die Umgebung, Der Bahnhofsvorsteher, Herr Neumeister, begrüßte mich wie einen alten Bekannten, ich war gerührt über den freundlichen Empfang. Die Neugierde schaute ihm aus dem Gesicht, als er mich über Herkunft und Ziel ausfragte. Mein Weg ging durch die schöne Bahnhofsstraße, die auf beiden Seiten mit Lindenbäumen gesäumt war, von denen kleine Ästchen und Blätter sich oben zusammen vereinten, so daß es mir vorkam, ich ginge unter grünem Baldachin dahin. Aber das war nicht alles, was mich bewegte, denn die Linden blühten und die Umgebung war von einem Duft durchdrängt, der das Herz höher schlagen ließ. Ein Summen und Brummen viel tausender Bienen brachte alles in mir in eine feierliche Stimdort vom alten Herrn Michael Treser und seiner Frau so empfangen, wie man es sich überall wünschen möchte. Ihre Tochter, die Ochsenwirts Gretel, zeigte mir mein Zimmer und bald stand meine erste Speise zum Essen bereit. Dabei kam der junge Wirt Wilhelm Treser zu mir an den Tisch, erzählte mir Vieles, unter anderem auch, daß sich im Garten an der Mümling ein Boot des Hauses befände, das ich jeder Zeit benutzen dürfe. Später wurde dieses Angebot mehrere Male am Tage von mir ausgenutzt. Warum und weswegen werde ich schon noch verraten. Aber jetzt wurde ich vom "Ochsen" abgeholt von meinem Bruder Konrad und meinem Freunde Georg Mack. Wir gingen zum Marktplatz, wo alles für eine Feier vorbereitet war und gerade, als ich die vor mir stehenden Herrlichkeiten betrachtete, läuteten die Glocken der beiden Neustädter Kirchen den Sonntag ein. Ich hatte schon manches Schöne erlebt, aber so feierlich und erhaben war es mir noch nie zumute. Der Brunnen am Marktplatz war mit grünen Kränzen und bunten Blumen umkränzt und geschmückt. Die Marktplatz-Linde war mit Lichtern und Fackeln behängt und um den Marktplatz rund herum standen und hingen viele Fahnen. Es war ein vom Odenwaldklub veranstalteter Ehrenabend, an dem die Linde ihren Geburtstag feierte und sie nach dem Namen dessen, der sie gepflanzt hatte, Herrn Dr. Buchholz, "Buchholzlinde" getauft werden sollte. Jetzt aber ging unser Weg in den "Breuberger Hof", auch Saa genannt, denn dort, so sagten meine Freunde, seien schöne Mädchen. Als wir an die evangelische Kirche kamen, lief uns schon eines entgegen. Meir Freund sagte, da kommt eine von ihnen. Welch eine Pracht von Weibsbild ich frecher Kerl sprach sie an, sie aber wurde rot im Gesicht und sah noch ansprechender aus. Als wir aber uns im Saalhofe an einen Tisch setzten kam ja die Holde schon wieder aus der Gaststube, um uns zu bedienen Aber kaum war sie verschwunden, kam die Gleiche vorne zum Hofto herein. War ich denn verhext, mir war ganz schwummerig zu Mute. Ich rätselte hin und her, bis ich soweit war, daß ich begreifen konnte, e waren Zwillingsmädchen. Eine so schön wie die andere und raffiniert di eine gekleidet und frisiert, wie die andere. Welch ein schöner Anblick und schon stand mein Herz in Flammen. Abends war Tanz und ich tanzt mit der einen, es war Luise. Beim dritten Tanz wollte ich Frechdachs mi einen Kuß stehlen, aber ich bekam einen Korb, der nicht von schlechte Eltern war. Sie ließ mich stehen, und ich stand da, wie bestellt und nich abgeholt.

mung. So kehrte ich in meiner Gaststätte "Zum Ochsen" ein und wurde

Am nächsten Morgen, am Sonntagvormittag, aber fuhr ich das erste Mal mit dem "Ochsen"-Kahn, legte an der Bleiche an und kam von hinten durch das Gartentürchen in den "Breuberger Hof". Luise aber war, wie zufällig, im Gemüsegarten und holte Suppengrün. Sie lachte mich an und war mir nicht böse, für mich schien auf einmal die Sonne viel heller.

le

ie

'ts

m

en an

en

nir

er

nd

les

en

ter

SO

am

nd

ngt

en.

die

sie

den

aal Als

[ein

ild,

och

ten,

ιen.

ftor

Ich

, es

die

lick;

nzte

mir

nten

iicht

Von nun an war ich Stammgast vom Saale und ich lernte die übrigen Gäste kennen. In Windeseile aber wurde ich auch im Städtchen bekannt. Was mich aber so schnell in Verruf brachte, muß mein Name gewesen sein: Hanjürg. Man kannte mich und meinen Namen, bevor man mich vorgestellt bekam. Aber wie hier mein Vorname ausgesprochen wurde, das war keine Wonne, auch keine Andacht. Es war und hörte sich an, wie ein Mißakkord in einer harmonisch vorgetragenen Symphonie. Hanjalsch! So sprach man meinen schönen Namen aus. Für mich war diese Modus ein miserables Moll. Natürlich sagten die Leute zu mir persönlich "Herr Schwarz", aber wenn sie einen mehr gehoben beziehungsweise nur ein bischen über den Durst getrunken, was in Neustadt bestimmt keine Seltenheit war, dann gings schon los. Erst leiser - Hanjaisch, hä, hä, hä, dann lauter – Hanjaisch, ha, ha, ha und zuletzt brüllend: "Hanjaisch, ei, jei, jei, jei, sou en schene Kerl und a nit dumm und brauchbar, aber Hanjaisch, no sou was, he, he, he, he. Doch ein Menschenkind, ein herzig schönes, lachte nicht mit, es war meine Luise. Sie lachte nicht, sondern sie litt für mich und eine wahre Liebe, die mit Leiden beginnt, die ist echt und dauerhaft. Sie, die Gute, rief mich so lange sie lebte nicht ein einziges Mal mit meinem Namen Hanjürg. Nein, das tat sie nicht und sie wußte es nicht, daß sie mir damit so e bische weh tat. Man wird mit Recht fragen, wie sie mich denn da rief und ich kann es verraten. Als wir noch nicht verheiratet und nur verliebt waren, brauchte sie mich ja nicht laut zu rufen, denn ich war ja immer für sie da und sie sagte heimlich leise zu mir: "Du, mein Liebster, mein Bester, du Guter". Als wir aber verheiratet waren, rief sie, meine Luise, laut: "Mann" und noch lauter: "Papa". Sie konnte und sie durfte dies mit Recht tun, denn ich war ja ihr laut Gesetz und Kirche angetrauter Mann und na, ja, und unser no, ja, unser ältester Sohn Walter Georg war an unserem Hochzeitstage schon mehr als ein Jahr alt und unser erstes Kind wäre schon groß genug dazu gewesen, bei unserer Hochzeit die Hochzeitsschleppe meiner Braut zu tragen. Doch wir beide waren glücklich darüber, uns gefunden zu haben und versprachen uns, unser Leben lang in Treue zu lieben und das ist uns wirklich nicht schwer gefallen. In ihrer Liebe schenkte mir meine

Luise außer unserem Ältesten Walter noch unsere Tochter Elfriede, unseren Sohn Horst und unseren Jungen Herbert. Heute bin ich Großvater von einem Dutzend Enkeln.

Aber es ist schon richtig, wenn man mich fragt, unter welchen Umständen ich nach Neustadt gekommen bin und das war so: In Sterbfritz war eine Zweigfabrik der Gummiwerke Stöckicht in Offenbach. Diese Firma mach te kurz nach der Geldentwertung, im Anfang der zwanziger Jahre, pleite. Die Leidtragenden waren wie immer in einem solchen Falle, die Arbeitnehmer. Sie wurden arbeitslos und mußten sich andere Arbeitsplätze suchen. Das Gummiwerk Odenwald war in seinem Aufbau begriffen und suchte Fachkräfte. Ingenieur Ungermann kam von Sterbfritz nach Neustadt und mit ihm einige gute Gummifacharbeiter. Darunter befanden sich Freunde von mir und meine beiden Brüder Konrad und Johannes. Ich selbst aber war in dieser Zeit noch stud. mus. im staatlichen Konservatorium Würzburg. Dann aber besuchte ich das Hochsche Konservatorium Frankfurt am Main und bekam angesichts meiner guten Leistungen dort eine Freistelle. Später war ich Schüler der Tonakademie in Darmstadt. Am Wochenende aber besuchte ich zuerst meine Brüder und Freunde. Was daraus wurde, habe ich bereits berichtet. Es sei nochmals gesagt, ich fand hier meine liebe, gute Frau, durch sie lernte ich auch meine neue schöne Heimat kennen, die sie selbst unsagbar liebte. Hier verlebte ich die glücklichste Zeit meines Lebens.

Bald aber lernte ich auch alle Einwohner des Städtchens kennen. Am schnellsten bekannt wurde ich mit den Sportlern, Sängern, Kegel- und Skatbrüdern. Von Philipp Pilger aber, dem Schütze-Philipp, kaufte ich eine Zündapp, ein Motorrad, das mehr ab war, als es zündete. Ja, das Exemplar kaufte ich mir für 25 Reichsmark. An der Vorderstange des Monstrums waren zwei Hebel angebracht, der eine war der Gashebel, der andere der Lufthebel. Damit der Motor ansprang mußten beide Hebe genau gegenseitig aufeinander eingestellt sein. Dann mußte der Gang hinein, dann im Laufschritt los und wenn man Glück hatte, sprang de Motor an und nun im Schwung mit einem Satz auf den Sattel. Ein Fahre auf meinem Motorfilizipet mußte auch ein guter Läufer sein, denn de Antrieb des Rades geschah mit einem Keilriemen. Wenn es regnete rutschte der Riemen und bei Bergauffahrten mußte ich meist neben den Rade herspringen. Meine Schuhsohlen waren schneller abgenutzt, als di Reifen des Fahrzeuges. Wenn aber der Motor lief, dann kam aus den Auspuff, der glücklicherweise hinten über das Radgestell hinausragte, ein

meterlanger Feuerstrahl heraus geschossen. Wenn ich in Neustadt abführ, hörte man den Krach meines Ungetüms schon in Sandbach und man konnte dort rufen: "Straße frei - de Hanjürg kommt mit seiner Zündapp." Meine Frau setzte sich einmal, als ich nicht zuhause war, auf den Sattel des Rades und ließ sich anschieben. Diesmal sprang der Motor sofort an und meine Louis fuhr im Hofe und Garten des "Saales" rund herum, immer rund herum. Diesesmal ging das Hexenrad los wie die Feuerwehr, der Keilriemen saß fest und rutschte nicht und die Arme mußte fahren rund herum und rund herum. Viele kamen, sahen und redeten und riefen ihr zu, was sie machen sollte, um die Maschine zum Stehen zu bringen. Aber weiter ging die Fahrt, rund herum, im Kreise, immer rund herum. In der Mitte des Hofes war eine Steinpyramide, auf diese steuerte meine Frau zu, als sie sich gar nicht mehr zu helfen wußte und landete auch auf dem spitzen Steingeröll. Sie saß mitten drinn im Gestein und stellte unter Lachen und Weinen fest, daß sie sich an beiden Beinen Blutergüße zugezogen hatte, die sich bald schwarz färbten. Der Motor meines Motorrades "Meisterklasse Zündapp" zündete nicht ab, sondern raste im Liegen wie vom Teufel besessen weiter, das Vorderrad saußte noch und das Hinterrad kam nun erst recht auf Hochtouren. Man konnte es mit der Angst zu tun bekommen, denn es sah bald so aus, als wolle das Rad wie ein Ungetüm davonrennen. Selbst die Steine tanzten mit und wollten gar noch schneller sein. Erst als man von der Lenkstange beide Hebel, den Luft- und den Gashebel abriß, blieb der Motor stehen und der Spuck war vorbei.

d

d h

S

el

ıg

er

er

er

e,

m

ie

m

in

Ein Aufsehen erregte ich, wenn ich Sonntag nachmittags mit meinem "Koks" auf dem Kopfe mit meinem Motorrad auf dem Fußballplatz vorfuhr. Meist war ich der einzige Zuschauer, der mit Motorantrieb am Platz ankam. Auf einer Kirchweihe aber stand mein Rad drei Tage lang unbenützt auf dem Hinterhofe des Saales, dem "Breuberger Hof". Am vierten Tage, am Kerbemittwoch, als ich mit meinem Musterrad fortfahren wollte, war alles Brauchbare von ihm abmontiert und gestohlen. Nichts mehr stand da, als das Gerippe. Diesen Rest verschacherte mein Schwiegervater an einen Lumpensammler für 75 Reichspfennige. Es wäre noch vieles von meinen Motorrad-Erlebnissen zu erzäheln, denn ich fuhr ausser dieser Zündapp noch mehrere andere Motorräder, machte viele Fahrten und viele Stürze, bei Glatteis und anderen Hindernissen. Das Schlimmste passierte mir aber, als ich mit meiner Tochter Elfriede zu unserem gemeinsamen Arbeitsplatz in den Veith-Gummiwerken fuhr und die Ma-

schine plötzlich in Flammen stand und lichterloh brannte. Die Kleider von Elfriede fingen auch gleich Feuer und wir beide hatten schwer zu tun, um ein größeres Unglück zu verhüten. Auch hier wurde fast alles vernichtet und ich habe vorher nie gewußt, daß an einem Motorrad so viel Brennbares sein könnte und wenn es schon verbrennt, welch trostlosen Anblick es hinterläßt.

Im Breuberger Land wurden, genauso wie sonstwo auf dem Lande alle Bekanntmachungen, seien es diejenigen der Behörden, amtliche, nichtamtliche, auch persönliche, unpersönliche, staatliche, fürstliche, bäuerliche oder geschäftliche Bekanntmachungen durch die Ortsschelle bekanntgemacht.

Mit der Schelle wurde alles in die Offentlichkeit gebracht. Der Mann, der diese Bekanntmachungen bekanntgab, war der Ortsdiener, auch Polizeidiener genannt. Er hatte polizeiliche Rechte und trug eine blaue Uniform und einen Säbel, als Zeichen seiner Macht und seiner Würde.

In Rai-Breitenbach war der Ortsdiener, wie vorgeschrieben, vormittags pünktlich bei seinem Vorgesetzten, dem Herrn Bürgermeister, erschienen. Dieser gab ihm, dem Ortsdiener, folgenden Befehl: "Nimm die Schelle, schell aus, daß Freitag Amtstag ist". Der Polizeidiener militärisch-dienstlich: "Jawohl, Herr Bürgermeister", nahm die Schelle, ging hinaus und schellte durchs ganze Dorf wie folgt: "Es wird hiermit bekanntgemacht, daß Freitag Samstag ist. Der Bürgermeister".

In meiner neuen Heimat fand ich viele Freunde. Sie waren meist Gäste vom Elternhause meiner Frau, dem "Breuberger Hof". Alle zu nennen, würde zu weit führen.

Aber drei Stamm-Gäste gab es im "Saal", die ich nicht vergessen will und kann. Es sind drei Ehrenmänner vom "alten Schrot und Korn" - drei Bürger von Neustadt. Drei Originale, ohne es sein zu wollen - drei Anhänger und Genießer der Besten aller Säfte, die da sind Bier, Schnaps und den Wein der Trauben und der Äpfel. Diese drei Männer sind es wert, nicht von mir übergangen zu werden und so hört: Der Erste. Er war der Klügste. Er kannte die Weltgeschichte. Er kannte auch den Himmel, las aus den Sternen und sagte durch sie manches voraus. Er sagte auch einem höherstehenden Herren unverblümt seine Meinung. Als uns im Ersten Weltkrieg Amerika den Krieg erklärte und der Herr Lehrer mirakelte voraus, daß uns jetzt der Sieg sicher sei, entgegnete er: "Sie sind das größte Rindvieh, das auf Gottes Erdboden herumläuft!" Ja, das sagte er, der Fritz Heimbüchner, genannt "der Russefritz". Er trug den Schnautzbart mit großen, langen Franzen und Enden, die weit hinein ins Bierglas hin-

gen, damit er einen zweiten Genuß beim Ablecken des Bieres vom Barte hatte. Er saß fest beim Bier und es hieß nicht vergebens:" Zwanzig Stund, es is kein Witz, sitzt beim Bier der Russefritz".

η

n,

r-

el

en

lle

ıt-

er

er

ei-

m

gs

en.

le.

st-

nd

ht.

ste

en,

ınd

lrei

۱n-

ınd

ert,

der

las

1em

ten

/OI'-

ßte

der

bart

hin-

Der Zweite. Er war ein anderer. Er war auch in der Welt herumgekommen. Er hatte drei Frauen gefreit, eine davon war aus meiner alten Heimat, aus Hutten im Kreis Schlüchtern. Er machte seinem Berufe als Maurer alle Ehre. Mit Wonne trank er Bier. Aber er saß nicht so fest auf seinem Hintern. Nein, er ging von Tisch zu Tisch, beugte sich darüber und benetzte mit seiner nassen Aussprache die ihm gegenüber sich befindlichen Gesichter. Er, der Christian Fischer, Renz genannt, war bartlos, er war friedlich, aber er wurde wild, wenn er vom Gerstensaft voll davon schwankte und man rief ihm nach: "Er hott". Dann torkelte er schimpfend zurück und suchte den Bösewicht, den er aber niemals fand. Er sang auch manches Mal, wenn auch nicht schön, dann doch laut sein Lieblingslied: "Die ganze Welt ist lauter Schwindel, wohin man auch die Blicke lenkt, die Erde dreht sich wie 'ne Spindel, wir werden nur mit rumgeschwenkt."

Der Dritte: Er kam angeschlichen auf leisen Sohlen, wenn er in den "Saal" kam. Er war aber auch ein Dichter und jedes wichtige Vorkommnis im Städtchen wurde von seinen Versen geziert. Er trug sie selbst vor, gereimt und ungereimt. Aber das Wichtigste für ihn war der Genuß des Schnapses. Durch ihn wurde er weise und er trank auch nur weiße, ja er liebte ihn, den weißen guten Kartoffel-, Zwetschgen- oder Kornschnaps. Er trank ihn täglich und zahlte, solange er Geld hatte, aber die zweite Hälfte des Monats mußte aufgeschrieben werden, auf eine Tafel hinter der Theke, für jedes Gläschen Schnaps ein Strich, der fünfte ging quer. Wenn er leise ankam und es war niemand da, dann wurden unten schnell ein paar Striche von der Schiefertafel weggewischt, aber die Saalwirts Elise sah es und schrieb sie, zur Strafe vielleicht auch einen mehr, wieder darauf auf die Tafel. Er aber lachte über dieses Späßchen, denn er war ein Gemütsmensch, der Wilhelm Scheidler, genannt "der Napoleon". Er trug einen Backenbart, so wie Kaiser Wilhelm I. Er rennomierte gerne und schnitt auf, indem er behauptete, er habe den Großherzog in Darmstadt gesehen Dieser sei ein schöner Mensch, mit Vollbart und einer klasisschen Nase im Gesicht. Aber der Russefritz glaubte ihm nicht und behauptete, das was Napoleon gesehen habe, sei der Allerwerteste eines Dieners gewesen, den er ihm aus dem Hoffenster des Schlosses entgegengestreckt habe.

Alles lachte über diesen derben Witz vom Russefritz. Napoleon aber ließ sich darauf nicht ein, denn die drei Genannten waren sowieso nicht gut aufeinander zu sprechen. Aber wenn sie schon mehrere tüchtig hinter die Binde gegossen, glänzende Augen hatten und schwach auf den Füßen waren, dann kamen sie sich torkelnd näher, umfaßten sich und sangen das Lied, das wie folgt endet: "Napoleon, dem stolzen Kaiser - dem war die halbe Welt zu klein, aber nur mit einer Schaufel Erde — mußte er zufrieden sein".

Und nach diesem Liede kam jedesmal der Weisheitsspruch des Russefritz: "Des Lied hot en Sinn!"

Hinter der Wirtstheke aber stand der Saalwirts Heine und rollte mit seinen Augen. Der Sturm ging aber dann erst los, wenn er seine Pranken spreitzte, dann sie zu Fäusten ballte und etwas gebückt, als wenn eine Stahlfeder seinen Rücken spannen würde, hinter der Theke hervorkam. Dann entlud sich das Gewitter und es entlud sich, so wie ein Orkan, der sich mit Windstärke 12 austoben wolle. Seine Kraft, die Kraft des Saalwirts, war mächtig und es gab im ganzen Breuberger Lande keinen, der ihn hätte bändigen können. Es wurde damals erzählt, daß der Heinrich in seiner Jugend im "Schwanesaal einen großen, brennenden Ofen hochkantig in die tanzende Menge geworfen habe und als der Ofen dann begann, den Saal und das Haus anzuzünden, nahm er den Ofen und war ihn aus dem geschlossenen Fenster auf die Straße. Kein besetzter Saader Welt war schneller geleert als dieser.

Schlimm wurde es, wenn jemand in seiner Wirtschaft von ihm Zigaretter verlangte, er ihm eine Sorte, sagen wir "Eckstein" gab, und der Bestelle gab sie zurück und forderte eine andere Sorte. Eher wäre die Mümlingüber den Breuberg geflossen, als daß der Saalwirt diesen Wunsch erfüllhätte.

Kam aber ein junger Mann und setzte sich mit einer Mütze auf dem Kop an einen Tisch, dann kam er, der Saalwirt, zu ihm. Er sagte "Guten Tag" riß mit einem Ruck die Kopfbedeckung vom Schädel des Besuchers. Leide waren stets Haare mit dabei und nicht nur die Mütze ging hoch, sonder der ganze Kerl ging mit. Beim Saalwirt aber war dies nur ein kleine Spaß, was er da tat und er lachte darüber.

Kam ein einzelner Gast und verlangte ein Bier und der Saalwirt saß au einem Stuhl, dann tat er entweder so als ob er schlecht hören würde oder er sagte: "Warte bis noch einer kommt". Nicht ein einziges Mesah ich einen Gast deshalb von dannen gehen denn alle kannten ihn, de

Saalwirts Heine, der grob und auch böse war und doch, wenn man ihn gut kannte merkte man, daß er ein gutes Herz hatte und in Wirklichkeit gar nicht so wild war, wie er sich anstellte.

Seine Frau, die Saalwirtin Elise machte auch vieles wieder gut. Sie war eine Wirtin, wie es keine bessere geben konnte. Sie war es, die den Gästen ihre Wünsche von den Augen ablas. Sie war nicht nur gastfreundlich, sondern sie war auch eine schöne charmante Gesellschafterin.

Außerdem war sie eine gewiefte Geschäftsfrau, die den für ihre Vorgänger nicht erträglichen "Breuberger Hof" erwarb, renovierte und aufbaute. Diese beiden Wirtsleute, sie waren meine Schwiegereltern, also die Eltern meiner Frau.

In den ersten Jahren unserer Ehe wohnten wir bei ihnen. Ich hatte nun eine Familie, die ich ernähren mußte und ich brauchte Arbeit, war aber wie hunderttausende von Männern, arbeitslos. Um Arbeit zu bekommen, brauchte man Beziehungen und Verbindungen. Ein Verwandter von uns besaß eine leitende Stelle bei den "Frankfurter Nachrichten" und verschaffte mir dort Arbeit im Außendienst. Aber diese seriöse Zeitung ging bald ein und ich war wieder ohne Arbeit. Ich fand eine Tätigkeit als Reisender für die jüdische Seifenfabrik Meier Wolf in Schlüchtern. Zuerst war der Verkauf gut, als aber der Nationalsozialismus größer wurde, wurde mein Umsatz immer kleiner. Nach fünfjähriger Tätigkeit warf mich in einem Ort an der Bergstraße ein überzeugter Nationalsozialist aus dem Hause hinaus, die Treppe hinunter und beschimpfte mich Judenknecht.

So gab ich auch diese unsichere, nichts mehr einbringende Tätigkeit auf und war wieder arbeitslos. Jetzt bekam ich, trotzdem ich gegen Arbeitslosigkeit versichert war keine Unterstützung, da nach dem Gesetz ein Vertreter mit Wandergewerbeschein als selbständiger Gewerbetreibender galt, und mir daher keine Arbeitslosenunterstützung zustand. Die Not für mich und meine Familie war groß und ich war glücklich und froh, daß ich gelegentlich beim Obstgroßhändler Heinrich Köbler für einen Stundenlohn von 32 Pfennigen arbeiten durfte.

Es sah nicht gut aus, nicht für uns und nicht für unser Vaterland. Viele aber kämpften für eine Sache, gehörten einer Partei an. Alle, wo sie auch standen, ob links, ob rechts oder in der Mitte, sie alle glaubten, ihre Ansicht sei die Beste für ihre Heimat und ihre Familie. Wir, das heißt, so ein halbes Dutzend junger Männer und auch einige ältere Männer in Neustadt gehörten der Sozialdemokratischen Partei an. Es war eine kleine Schar, doch durch unsere Erlebnisse und alles das, was wir in den Jugendjahren

65

ieß gut die wa-

das die rie-

itz: sei-

ken eine am. der

aalder irich och-

bewarf Saal

etten eller aling füllt

Kopf ag", eider idern einer

3 auf ürde, Mal , den vor, im und nach dem Ersten Weltkrieg mitgemacht hatten, die Armul, die Not, die schlechte Behandlung, die Schmerzen, das Elend — alles dies machte uns für unsere Zukunft und nicht zuletzt um die Zukunft unserer Kinder Sorgen. Wir hatten Angst, es könnte wieder so werden und wir waren zur Verteidigung der so kleinen Errungenschaften aus den Jahren 1918/19 zum äußersten bereit zu kämpfen und wenn es nötig wäre, auch zu sterben.

Durch ununterbrochene Auseinandersetzungen, Versammlungen, Sonntag für Sonntag stattfindende Demonstrationen im ganzen Kreis Erbach war unser jugendlicher Elan bis zum äußersten gespannt. Unserer Führung vertrauten wir und es standen Redner vor uns, deren Aktivität uns zum Begeisterung emporriß. Aber auch unsere Gegner, die Nazis und ihre SA und SS schliefen nicht den Schlaf des Gerechten. Nein, sie wurden stärker und stärker und rüttelten nicht nur sich selbst auf, sondern auch einer großen Teil des deutschen Volkes. Es war schon eine große Zeit, die die Welt aus den Angeln hob und deren Rhythmus alle mitriß.

Die Kämpfe wurden immer radikaler und schärfer. Es gab Schlägereiem In Neustadt wurden Männer verhaftet und wegen Landfriedensbruch zu Gefängnis verurteilt. Hitler war schon so gut wie an der Macht als es is Höchst einen Aufstand gab und geschossen wurde. Dabei starben zwei Männer. Einer von uns, der "Eisernen Front" und ein SA-Mann.

Wir aber demonstrierten, trotzdem wir bereits auf verlorenem Poste standen weiter, marschierten im Schweigemarsch nach Höchst. Uns vora ging kein großer Redner, sondern zwei Genossen, einer aus Neustac und der andere aus Sandbach, und beide, der Koche Philipp und de Müller Heine, redeten zu uns am Marktbrunnen in Höchst. Wir wollte nicht kapitulieren. Aber bald sahen und fühlten wir unsere Ohnmach und da wir keine Beziehungen und auch kein Geld hatten, uns ins  $A\ensuremath{u}$ land abzusetzen und unsere Familien in Sicherheit zu bringen, mußte wir stillehalten, als die SS unsere Wohnungen durchsuchte. Mein Schwi ger Hofacker und ich wohnten in einem Hause zusammen und sie fande in unserem Hause kein Werbematerial unserer Partei mehr. Trotzde wurde der 1. Vorsitzende der Partei, Georg Hofacker, viele Wochen lar unter Kuratel gestellt. Er durfte täglich nur zweimal aus dem Hause; die um sich auf der Bürgermeisterei zu melden. Dann wurden wir von eine Sturmführer der SA vorgeladen. Dieser beschimpfte uns, behauptete H seien Volksverräter und gehörten eingesperrt. Auf einmal aber wurde nut, dies erer wir ıren uch ntag war ung zur : SA rker inen e die eien. h zu es in zwei osten oran stadt l der ollten nacht, Ausußten :hwaınden zdem lang dies,

einem

e wir

rde er

ganz weich, faßte uns mit Samtpfötchen an, sagte unsere Not sei aus und wir bekämen Arbeit. Da wurde es uns schwach ums Herz. Arbeit, das war das, was wir uns wünschten. Aber jetzt wurde er wieder anders, denn kein Meier ohne Eier. Wir mußten uns sofort einer NS-Organisation anschließen und unterwerfen.. Das, was vielen unglaubwürdig erscheinen mag, wir alle die anwesend waren, sagten ja und amen und folgten dem Bibelwort: "Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat." Dafür aber, weil wir dies taten, waren wir wieder Verbrecher, diesmal aber Naziverbrecher, im Jahre 1945/47 bei der Spruchkammer als solche angeklagt. Aber da ich schon wieder im Jahre 1945 bin, muß ich noch sagen, daß ich, als ich im Herbst dieses Jahres von englischer Gefangenschaft nach Hause kam, am selben Abend von einigen Männern in meiner Wohnung aufgesucht wurde. Als ich sie fragte, weshalb ich die Ehre ihres Besuches habe, da sagten sie zu mir: "Hanjürg, wir warten schon die ganze Zeit auf dich, wir müssen wieder die Partei neu gründen, wir brauchen dich als 1. Vorsitzenden." Als ich dies später meiner Frau sagte, schlug die ihre Hände zusammen und warnte mich: "Mann, tue dies nicht!" Ich aber hatte schon ja gesagt und so war ich wieder aktiv für meine Partei tätig und versuchte alles zu tun, um ihr Ehre zu machen und mitzuhelfen, sie zum Erfolg zu bringen. Aber ich hatte mich in mir selbst getäuscht und sah bald ein, daß ich besser auf meine Frau gehört hätte. Bei einer Konferenz der SPD in Michelstadt in den "Drei Hasen" meldete ich mich zum Wort. Ich redete und sprach darüber, daß sich die arbeitende Bevölkerung in meinem Ort darüber beschwert habe, daß manches nicht mit rechten Dingen zuginge, daß die Not sehr groß, aber die kleinen Zuteilungen an Lebensmitteln nicht gerecht und gleichmäßig verteilt würden, ja zum Teil verschoben und verschachert würden. Da aber erklärte der Versammlungsleiter, wir möchten doch unsere dreckige Wäsche zu Hause waschen und ein anderes führendes Vorstandsmitglied sagte, meine Sache gehöre nicht hierher. Wir hätten ein anderes Thema auf unserer Tagesordnung, das sei die Linie der großen Politik. Ich aber behauptete, auf die großen Weltgeschehnisse hätte jetzt nicht Deutschland, und schon garnicht die kleinen Ortsvereine des Kreises Erbach einen Einfluß. Nein sagte ich, die große Politik wird zur Zeit in Washington und in Moskau gemacht. Für uns kleine Genossen steht aber meines Erachtens als erstes soziales Handeln ganz vorne. Aber die Konferenz war schon unterbrochen, ich war schon abgefertigt. Da ich einsah, daß ich für die Politik nichts tauge, habe ich mich davon zurückgezogen. Man sollte aber nicht annehmen, daß

ich, der Hanjürg, mich nicht für die große Politik interessiere, oh nein. Der Hanjürg freut sich, wenn gute Politiker gute Politik machen. An der Politik hängt das Wohl und Wehe der Völker. Die Geschichte zeigt uns, daß Politik den Völkern Segen, aber auch Not und Elend bringen kann. Und wenn heute sich Politiker dafür einsetzen, unserem so klein gewordenen Vaterland das wenige, was wir noch haben, zu erhalten, und wenn sie sich nach dem Sprichwort halten: Was du ererbt von deinen Vätern erwirb es um es zu besitzen, dann lobe ich mir diese Männer und ihre Taten. Wir sind nun einmal Deutsche und ich, der Hanjürg, bin stolz au meine Heimat und freue mich darüber, wenn ich einmal im Ausland bin über uns und unser Land auch etwas Gutes zu hören. Aber es gibt auch Leute bei uns, die ihre Hauptaufgabe darin sehen, unser eigenes Nest zbeschmutzen. So sagte gerade jetzt eine Dame zu mir, sie schäme sich eine Deutsche zu sein. Da bleibt einem doch die Spucke weg. Ein Mensch der seine Heimat nicht liebt, kann doch auch seine Familie nicht gerr haben. Die Heimat, das Vaterland, ist eine große Familie. Man kann sie nicht vorstellen, daß ein Mitglied der Familie die ganze Sippe schlechte macht als sie ist. Auch wenn in einer Familie sich ein schwarzes Sch befindet, ja sogar ein Mörder, so würde doch keiner davon in der Offen lichkeit darüber große Sprüche machen und die Allgemeinheit mit seine Geschwätz noch damit belästigen. Würde es jemand tun, so verlöre er b seinen Mitmenschen allen Respekt und alle Achtung.

Eine fast unglaubliche Leistung war der Wiederaufbau unserer zerstört Heimat und Wirtschaft. Jeder unserer Landsleute kann stolz auf dies Erfolg sein. Nicht schön ist, daß nur einer kleinen Minderheit der Seg des von uns geschaffenen Wirtschaftswunders zufällt, während für große Mehrheit nur Brosamen von den reichgedeckten Tischen fall Schon die Währungsreform war ein Betrug am kleinen Manne. Man hauptete, wir alle seien jetzt gleichgestellt worden, und einer habe gen soviel wie der andere und zwar 60 Deutsche Mark pro Kopf. Wahr es, aber ein aber war auch dabei, denn viele Geschäftsinhaber und Fa kanten hatten den Untergang der Reichsmark vorausgesehen und V ren aller Art gehortet. Ich, der Hanjürg, hatte das große Glück, so Monate vor der Währungsreform vom Landratsamt Erbach einen Bez schein für einen Wassereimer ausgestellt zu bekommen. Woche für Wo versuchte ich und die ganze Familie in unzähligen Läden einen Eime erhaschen. Alle Bemühungen waren umsonst. Nach der Währungsref gab es aber auf die Minute tausende von Eimern. Im Moment waren Läden von Waren überladen und das war ein Wunder. Es ging damals eine Entwicklung vor sich, die ganz dem neuen Rhythmus entsprach. Aus dem Niveau des Mittelstandes, der ja heute um seinen Fortbestand Sorge hat, entwickelten sich die Neureichen und wurden schnell Millionäre. Die alten Kapitalisten entwickelten sich zu Großkapitalisten und sie wurden Multimillionäre. Und der kleine Mann? Er legte sein Vertrauen in die Hände von Männern, die seinem Milieu entstammten und hoffte und harrte. Es soll aber vorgekommen sein, daß einige dieser Leute eine nicht erwünschte Art und Weise entwickelten, ja, daß diese ihre Herkunft vergaßen und das Gold höher einschätzten als ihre sozialen Aufgaben. Sie entwickelten sich von einem "-när" zum anderen, vom Funktionär über den Aktionär zum Millionär. Ja, diese Entwicklung hat es leider auch gegeben.

'n.

er

ıs,

ın,

r-

nn

m,

ire.

uf

in,

ιch

zu

ch, ch,

ne

ich

ter

naf

nt-

em

bei

ten

sen

gen

die

en.

be-

au-

var

bri-Va-

non

ug-

che

zu

orm

die

Auf der anderen Seite gibt es in unserem Staat Menschen, die bettelarm sind und Not leiden. Kleine Arbeiter und Angestellte, kleine Rentner gibt es bei uns, deren Einkommen mehr als gering zu bezeichnen ist. Aber der Lebensunterhalt wird immer teurer, nicht für den einen weniger teurer und für den anderen mehr, nein, die Verteuerung der Gebrauchsartikel und Lebensmittel ist für alle Bürger gleich und betrifft jeden. Anders ist es bei denen, die angesichts der Verteuerung der Waren ein höheres Einkommen benötigen und deren Löhne und Renten deshalb erhöht werden müssen. Hier geht alles prozentual von statten, das heißt, wer viel hat, viel verdient, dem gibt man mehr als dem, der wenig hat und wenig verdient. Es kommt vor, daß man einem hochgestellten Bürger mit hoher Rente nicht nur das doppelte, ach nein, daß man ihm zu seinem hohen Einkommen mehr dazu gibt, als das Gesamteinkommen seines armen Mitbruders beträgt.

Und nun frage ich, wer zahlt die Steuern an den Staat? Alle Bürger unseres Staates werden mit Steuern belastet, das ist wahr. Aber das Steuergesetz muß Löcher haben, durch die komischerweise nur die großen Fische hindurchschlüpfen können. Ja, es gibt Leute, die können aus der ihnen aufgebürdeten Steuererhöhung ein doppeltes oder dreifaches Geschäft machen, indem sie zu dem Steuererhöhungsbetrag noch etwas hinzurechnen, beides auf den Warenpreis draufsetzen und alles zusammen durch die Raffinesse und Spitzfindigkeit eines Steuerhelfers wieder absetzen lassen. Der Verbraucher bekommt von seinem Gesamteinkommen, bevor er seinen Verdienst erhält, einen schönen Batzen als Steuer in Abzug gebracht. Er zahlt aber auch noch indirekt auf die vielfältigste Art und

Weise die Steuern. Er ist eben der zuletzt Zahlende und im Endpreis sind alle Steuern enthalten. Wenn man die neueste, erst vor kurzer Zeit im Kraft getretene Mehrwertsteuer betrachtet, erkennt man, wen man mit den Lasten trifft und die Wahrheit des Sprichwortes tritt hervor, das da heißt: "Den Letzten beißen die Hunde".

Es gäbe noch so Vieles zu berichten, zum Beispiel, aber nein, es könnte da unangenehme Folgen entstehen und die Aufregungen dieser Welt sin groß genug. Also lassen wir dies und schalten wir lieber wieder zurück zu dem was in den dreißiger Jahren weiter geschah. Ein großer Feldher oder ein anderer großer Mann muß es gewesen sein, der einmal sagt "Welch eine Wendung durch Gottes Fügung."

Ja eine Wendung mit unaussprechlichen Folgen, aber durch Gottes Fügur kam sie gewiß nicht, oder doch? Hitler kam an die Macht und mit ih das tausendjährige Reich, das ganze 12 Jahre Bestand hatte. Später such man die, die Schuld an der Erscheinung und Ankunft des Verführe waren und einer schob dem anderen den "Schwarzen Peter" zu. Aber war in seiner Herrlichkeit da, der, wie er sagte, von der Vorsehung gestenete Führer und unser Gruß von dato an war "Heil Hitler". Er gab und benahm sich wie ein Gott und weil er manches tat was man vorher hätte tun können, deshalb wurde er von den meisten damals geliebt und dem übrigen Rest anerkannt. Ja, die neuen Herren machten Sachen, dem Volke gefallen mußten und taten bei weitem nicht das, worauf warteten. So rechneten wir mit der sofortigen Auflösung aller genose schaftlichen Verbände, aber wir hatten uns verrechnet. Die Genose schaften wurden stark und auch in sozialer Hinsicht wurde im hand drehen vieles getan, was wir nie für möglich gehalten hätten.

Die Gewerkschaften wurden alle zusammen in einen Sack gestopft die seither Nichtorganisierten waren auf einmal Mitglieder der Deutscheitsfront. Man machte noch eine Zweigorganisation, "Kraft durch Freigenannt. Durch sie hatten alle arbeitenden Bürger Gelegenheit, billig Urlaub zu feiern und weite Reisen zu tun. Der 1. Mai wurde sofor gesetzlicher Feiertag erklärt. Seit Jahrzehnten betrachteten wir den 1. als unseren Feiertag, doch stets war es ein Tag der Unruhe, es gab Soft Schlägereien und nun war dies vorbei und wir alle marschierten feierten gemeinsam. Wenn wir früher demonstrierten, fuhr doch is mal ein Bauer mit einem undichten Jauchefaß an uns vorbei, indem estinkenden Pfuhl zerstreute und nun war der 1. Mai auch der Fedieses Mannes. Am 1. Mai aber wurden auch neue Gesetze einge

auf die wir schon seit Jahren warteten und um die vorher schon in ungezählten Verhandlungen ohne Erfolg herumgeredet und -gedoktert wurde. So wurden nunmehr für die auf einen Werktag fallenden gesetzlichen Feiertage nicht nur den Beamten und Angestellten das Gehalt entrichtet, sondern auch die im Stundenlohn beschäftigten Arbeiter erhielten für diese Tage ihren Lohn ausgezahlt. Es gab umgehend gesetzliche Regelungen, die schon lange überfällig waren. So wurde der dem Arbeitnehmer zustehende Urlaub gesetzlich geregelt.

Neue soziale Verbände zur Unterstützung der Armen wurden gegründet, außerdem ein "Winterhilfswerk". Junge Ehepaare erhielten ein Ehestandsdarlehen, deren Rückzahlung bei der Geburt eines Kindes teilweise, bei mehreren Kindern ganz erlassen wurde. Kinderreiche Familien bekamen, wie es noch nie vorher der Fall war, monatlich einen staatlichen Kindergeldzuschuß. Ich selbst aber, der Hanjürg, erhielt im Jahre 1934 Arbeit im Gummiwerk Odenwald.

Aber die Nazis taten auch recht viel unangenehmes und sehr böses. Sie gingen gegen Andersdenkende brutal und rigoros vor. Die Juden wurden verfolgt und viele getötet und das geschah nicht deshalb, weil sie ein Verbrechen begangen hatten, sondern nur weil sie Juden waren. Es war ungefähr so, wie es heute in manchen Ländern geschieht, daß man jemanden verfolgt, schlägt oder ihn sogar tötet, weil er eine andere Hautfarbe hat wie derjenige, der ihn quält.

Als vernünftiger Mensch sollte man so etwas nicht für möglich halten, aber es war und ist so. Dann kam der Zweite Weltkrieg und genau, wie im ersten Weltkrieg, siegten wir von Anfang an solange, bis wir uns totgesiegt hatten. Es frohlockten die Glocken und jauchzten die Radios, denn wir waren noch stark und hatten es nicht nötig, mit Worten dem Feinde zu drohen. Bald war es dann soweit und die ganze Welt war gegen uns; je lauter unsere Führung schrie, desto schwächer wurden wir. Als wir in die Welt posaunten: "Wir werden ihre Städte ausradieren", da war schon die Zeit da und die anderen fingen an und radierten und legten unsere Städte in Schutt und Asche. Viele Frauen, Kinder und Greise, die nicht durch Geschosse und Bomben starben, wurden durch das vom Himmel auf sie gesandte Feuer zu lebenden Fackeln, verbrannten und kamen elend um.

Ich der Hanjürg bekam 1939 als einer der ersten in Neustadt den Stellungsbefehl. Da ich aber zur gleichen Zeit durch einen Unfall in unserer Küche einen Schädelbruch erlitt, konnte ich nicht zum Heer einrücken. Im

71

sind t in mit s da

sind riick herr igte:

zung

nten

ihm
uchte
nrers
er er
esegund

auch und , die f wir ssenssen-

dumund schen eude" ig im

rt als
. Mai
Streit,
i und
jedes-

r den iertag führt, Jahre 1940 aber trat ich als Reichsangestellter bei der Heeresverwaltung Darmstadt eine Stellung an. Von dort wurde ich bald als Soldat eingezogen. An einem Sieg gegen die ganze Welt zweifelte ich und glaubte ich nicht und sagte schon bei meinem Abschied von zu Hause: "Das ist der zweite Krieg, den ich verlieren helfe". In Koblenz-Ehrenbreitstein mußte ich mich melden und wurde mit meinen anderen Kameraden als Soldat uniformiert. Wir alle waren alte Knochen, die bereits im ersten Weltkrieg 1914/18 gedient hatten. Man nannte uns "Weltkriegsteilnehmer" und wir wurden vom ersten Tage an von unseren Vorgesetzten bevorzug behandelt. Wir selbst staunten über uns selbst, denn wir wußten vorher noch garnicht, wie wertvoll wir waren. Wir hatten keinen Dienst und führten ein Herrenleben in einem schönen, aus Klinkern erbauten Gebäude. Man behandelte uns wie Filmdivas so vornehm. Mir kam das geradezu unheimlich vor, aber die meisten von uns glaubten den Zauber und bildeten sich ein, es müßte so sein. Man führte uns spazieren wie die Mädchen aus der höheren Töchterschule eines Internats. Die jungen Unteroffiziere lasen uns jeden Wunsch von den Augen ab und dienten uns direkt und wenn einer der unseren gesagt hätte, er solle ihm die Schuhe wichsen, ich glaube er hätte es getan. Und alles nur deshalb, weil wir im ersten Weltkrieg Vaterlandsverteidiger waren und den Krieg verlieren halfen. Da stimmte doch etwas nicht. Wir aber dachten an unseren herrlichen Führer, der doch auch im ersten Weltkrieg gewesen und es nur zum Gefreiten gebracht hat. Er wußte, was wir geleistet hatten, er dankte uns und zeigte ihnen, was Weltkriegsveteranen verdient haben. Und wir streckten unsere mit dem Weltkriegsteilnehmer-, zum Teil auch dem Verwundetenabzeichen und dem Eisernen Kreuz gezierte Heldenbrust stolz hervor. Wenn wir geschlossen in die Kantine gingen unser Essen zu empfangen und es standen junge aktive Soldaten da, kam der Befehl Platz zu machen für die Weltkriegsteilnehmer und wie flitzten sie weg, die jungen Kerlchen. Ach wie schön war es, Soldat zu sein. So ging es ungefähr drei Wochen lang, da kam plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Befehl, das Gepäck, den Tornister feldmarschmäßig fertig zu machen. Wir mußten vom schönen Ehrenbreitstein Abschied nehmen. Ja der Zug zum Abtransport stand bereits am Bahnhof. Unsere Tornister und alles übrige Gepäck, außer den Waffen, wurde zum Bahnhof gebracht und man legte es ins Gepäcknetz über den Sitzplätzen und es war das letzte angenehme was man uns tat. Die Fahrt ging los und wir hatten auf einmal Vorgesetzte, die einen ganz anderen Ton im Umgang mit uns pflegten. Kein Mensch verriet uns wohin die Reise geht. Wir fuhren langsam, bummelten, hielten, rangierten, der Tag ging zu Ende und jetzt fuhren wir nicht mehr und waren in Kassel. Unser Zug stand auf einem Abstellgleis außerhalb des Bahnhofs. Es war dunkel und es muß Fliegeralarm gewesen sein, denn die Sirenen heulten "Entwarnung".

ltung

einge-

aubte as ist

tstein

en als

ersten

ilneh-

etzten

wuß-

keinen

rn er-

ı. Mir

ubten

e uns

ernats.

en ab

tte, er

es nur

n und

dach-

ltkrieg

as wir

eranen

hmer-, uz ge-

antine

oldaten

er und

ldat zu

vie ein

r feld-

eitstein:

hnhof

le zum

plätzen

os und

m Um-

Alles aussteigen, Gepäck aufnehmen! Gewehr in die Hand, Gewehr umhängen! "Ohne Tritt marsch!" Wir marschierten und das erstemal seit dem Weltkrieg trugen wir wieder die Waffen und den Affen. Ich der Hanjürg war ja nur gewöhnlicher Soldat, aber auch unsere Unteroffiziere und Feldwebels mußten ihre Waffen und Affen tragen. Da kam Schadenfreude in mir auf, die reiner ist als alle anderen Freuden. Aber jetzt knurrte ich schon wieder mit den anderen, die sich fragten, haben wir als Weltkriegsteilnehmer nach dem Führerbefehl solche Behandlung verdient. Na wartet nur, morgen werden wir sie auf Vordermann bringen und dann werden ihnen die Augen aufgehen. Aber uns gingen die Augen auf, noch in dieser Nacht vor dem Morgen. Es waren fast zwei Stunden vergangen, als wir in der Hasenhecke ankamen, vom Schweiß durchdrängt. Nun kam "das ganze Halt!" Es wurde uns gesagt, wo sich der Luftschutzbunker befand, dann kam das Kommando "Wegtreten" und man wies uns unsere Unterkunft an. O, welch ein Schreck durchfuhr uns, als wir da hinein kamen.

Es waren Baracken mit schlechter Beleuchtung und unsauberen Fußböden, die mit Strohresten bestreut waren. Menschen, hohläugig und mit eingefallenen Backenknochen huschten im Zwielicht herum. Sie hatten unsere aus Strohsäcken bestehenden Betten überzogen und Decken dazugelegt.

Das alles geschah mitten in der Nacht. Ich fragte einen von diesen Kerlen: "Mensch, was ist denn das für ein Affenhaus hier, wißt ihr nicht wer wir sind? Wir sind Weltkriegsteilnehmer und haben laut Befehl des Führers eine gute..." Weiter kam ich nicht, denn er und andere, die genau so angesprochen waren, lachten laut und häßlich wie der Satan auf dem Brocken in der Walburgisnacht und sie schrien und fragten: "Was meint ihr denn, was wir sind?" Wir alle sahen sie fragend an und es gab uns einen Stich durch das Herz als sie brüllten: "Wir sind genau wie ihr Weltkriegsteilnehmer und heute wird euch Iwan der Schreckliche schon euren Wahn von wegen Weltkriegsteilnehmer austreiben" und weg waren sie, die uns soeben Schrecken eingejagt und wir standen da, stumm, starr und sprachlos. Als wir unsere Sprache wiederfanden, fragten wir uns: "Wie ist das — Iwan der Schreckliche — wo sind wir, liegt Kassel schon

in Rußland? Wenn wir uns umschauten in dem trüben Licht, sah es wirklich so aus, wie wir uns Rußland vorstellten. Schlimmer konnte es dort auch nicht sein und elend war es uns zumute und wir sanken müde auf unser Bett. Einige aber waren gescheiter und packten ihren Tornister aus und die Sachen im Spind ein. Ich aber konnte nicht einschlafen und als einer wie ein Nashorn schnarchte war es ganz aus. Als es anfing dämmrig zu werden und der Tag graute, fand ich den Schlaf. Es muß aber nicht lange gedauert haben da schnellte ich vor Schreck, wie von einer Tarantel gestochen, hoch. Schlimmer kann auch die Posaune des jüngsten Gerichts nicht auf mich wirken und ich hörte sie zum ersten male in meinem Leben - die Trillerpfeife des UvD. Mir ging der Ton durch Mark und Bein und als gleich darauf eine gewaltige Stimme "Aufstehen!" brüllte, war ich bereits aus meinem Bett im zweiten Stock heraus. Aber ich hatte noch nicht mein Bett richtig gemacht, da stand der UvD schon wieder in der Tür und ich sah, es war ein Gefreiter im Alter von höchstens 19 Jahren. Es schrie: "Kaffeeholer raus". Aber es war niemand zu etwas eingeteilt und da ich gerade da stand, flog mir die Kanne zu und im Nu stand ich draußen im Hof. So schnell konnte man bald nicht gucken und wie verhext standen noch mehr da und im Handumdrehen hatten wir Kaffee und waren schon wieder an der Baracke. Die Unordnung dort war noch groß und alle wollten Ordnung für sich und auspacken. Einer aber bekam in der Aufregung einen Anfall und er lag im Gewühl und zuckte mit Armen und Beinen. Wie der Blitz waren aber schon zwei Sanitäter da, die anscheinend auf dieses Vorkommnis schon vorbereitet waren und trugen den Bedauernswerten vielleicht auch in diesem Falle Glücklichen auf einer Bahre fort. Mir aber fiel in dieser Situation, so lächerlich es auch klingen mag ein Scherzlied - man kann es auch eine Schnulze nennen - ein, bei dem der eine Teil der Meute singt und fragt wie folgt: "Lebt denn der alte Hanauer noch, Hanauer noch, Hanauer noch?" Worauf dann die anderen Säufer grölen: "Ja, ja er lebt noch, liegt im Bett und zappelt noch." Aber man ließ uns keine Zeit zum nachdenken, denn schon wieder ertönte das furchtbare Gebläse der UvD-Pfeife und ein Befehl auf den wir am allerwenigsten vorbereitet waren: "Raustreten zum Dienst!" Verdammt und zugenäht, was war denn das? Kein Mensch der Welt kann einen solchen Saustall wie er jetzt bei uns war, schon einmal erlebt haben, denn keiner wußte, was er tun sollte. Alle rannten in der Bude herum wie aufgescheuchte Hühner. Aber schon kamen junge Unteroffiziere herein und jagten uns hinaus und wie kamen wir draußen

an. Einer ohne Jacke, dem andern standen noch sämtliche Knöpfe, auch die am . . . na ja, auch diese standen auf. Die meisten zogen sich auf dem Weg zum Dienst an, einer hatte ein Koppel um, andere auch eines mit Patronentaschen, die übrigen überhaupt keines. Der eine hatte Stiefel an, der andere Schuhe an den Füßen, einer aber kam mit Stramin-Hausschuhen und wollte mit den Latschen Dienst tun. An allen Seiten aber standen junge Unteroffiziere und schrien mit uns aus Leibeskräften was das Zeug hielt. Auf einmal tönte über alle Schreier hinweg eine markante Stimme von einer Anhöhe herunter: "Achtung"! Wir standen wie Säulen und schauten hinauf. Da oben stand ein Leutnant, streckte die Hand aus und rief: "Heil Hitler Kameraden"! und wir brüllten zackig: "Heil Hitler, Herr Leutnant"! Dann schrie er: "Zurück ins Quartier und Drillichzeug mit blankem Koppel anziehen, marsch marsch"! Wir alten Weltkriegsteilnehmer rannten als wenn der leibhaftige Teufel hinter uns her wäre. Ich aber hatte ihn in Sekundenschnelle mir betrachtet. Er war groß und kräftig, hatte einen Adlerzinken im Gesicht, Augen von denen man nicht feststellen konnte ob sie einem an oder von einem wegschauten, denn er schielte und die linke Pupille schaute rechts und die rechte Pupille verlor sich in der linken Ecke und er war es "Iwan, der Schreckliche". In der Stube aber sagte ich: "Langsam, langsam ihr Männer, wir nehmen uns Zeit", aber verflixt nochmal, der Teufel soll ihn holen, stand doch wie verhext so ein lausiger Gefreiter hinter mir und brüllte mich an: "Was sagen Sie da, Sie Waldheini, sind Sie wahnsinnig geworden? Ich werde Ihnen Ihre Hammelbeine langziehen, stehen da wie ein Weihnachtsmann und verhetzen die Truppe. Das ist Landesverrat!" O, war ich erschrocken. Meine arme Frau, meine lieben Kinder. Diese Schande, was hatte ich denn gesagt, ich wußte es nicht mehr. Ich neunmal gehörnter Hornochse, konnte ich denn mein ungewaschenes Maul nicht halten. Man hat ja heute keine Ahnung, welche Angst man in einer solchen Situation hatte. Und ich rannte wie ein geölter Blitz mit den anderen im Drillichanzug hinaus und oben stand er, der uns schon so gut bekannte Iwan der Schreckliche und brüllte: "Wollt ihr laufen, ihr faulen Säcke! Hinlegen! Auf marsch marsch! Hinlegen! Robben! Auf marsch marsch! Hinlegen, Kriechen, Auf marsch marsch! Zurück marsch marsch! Achtung!" Da kam der Herr Hauptmann. Ich stand da, dampfte wie ein Walroß und fibrierte wie ein Rennpferd und erwartete für mich das schlimmste. Aber der Herr Leutnant machte nur die übliche Meldung und der Herr Hauptmann legte die rechte, gepflegte Hand an seine Offiziersmütze und grüßte "Guten Morgen Leute". Aber unser Gegengruß war schwach und Iwan wollte uns Anstand und Grüßen lehren. Aber der Herr Hauptmann, ein jovialer vornehmer Herr, er war ein Besserer, vielleicht ein Adliger, ein leutseliger Herr, der sich wahrscheinlich für zu gut hielt, sich mit dem gewöhnlichen Volk einzulassen oder abzugeben. Er überließ das Wohl und Wehe seiner Untergebenen lieber einem anderen. Er hielt den, zum Aufbrausen ansetzenden Leutnant zurück, legte seine, sich jetzt in einem Handschuh befindliche Hand an seine besonders schöne Offiziersmütze und ging. Der Herr Leutnant aber legte dem Kompanieführer einen Gruß vor die Füße der sich sehen lassen konnte. Er war, wie ich feststellte, der zackigste, strammste, sportlichste und vielseitigste Offizier, dem ich jeh begegnete.

Wenn aber heute so ein Neunmalkluger behauptet, man hätte beim Barras die Ausführung von Befehlen verweigern können, dann behaupte ich, dieser war weder in einem Feldrekrutendepot noch der Befehlsgewalt eines Iwan des Schrecklichen ausgesetzt. In der Hasenhecke aber traten wir am Freitag an und unser Leutnant ließ alle diejenigen vortreten, die Sonntagsurlaub haben wollten. Es waren viele. Der Herr Leutnant schliff sie nach allen Regeln der Kunst solange, bis allen die Lust nach Urlaub vergangen war. Am darauffolgenden Samstag aber besuchte mich meine liebe Frau. Von Neustadt fuhr sie in dieser gefährlichen Zeit nach Kassel, um endlich wieder einmal ihren Herzallerliebsten in die Arme schließen zu können. Aber mein Spieß, die Mutter der Kompanie, gab mir weder Samstag- noch Sonntagsurlaub. Ja, die Tränen, die mir in den Augen standen bewirkten gerade das Gegenteil von dem, was ein vernünftiger Mensch in diesem Fall erwartet. Man teilte mich umgehend zum Innendienst ein und gab mir zu verstehen, daß, wenn ich nicht sofort verschwinden würde, ich zum Wachdienst befohlen würde. Meine arme Frau mußte sich also allein bei fremden Leuten in einer fremden Stadt aufhalten, denn ich konnte nur wenige Stunden bei Tag bei ihr bleiben. Nachts kamen anstatt ihres Geliebten die feindlichen Flieger und für uns beide war dieser Besuch eher eine Belastung als eine Freude Am Montagmorgen fuhr meine Frau, ohne von mir Abschied nehmen zu können, mit der Eisenbahn wieder zurück nach Neustadt. An einem anderen Sonntagmorgen fand ein Vortrag unseres Leutnants in der Turnhalle statt. Nachdem wir beim Eintritt desselben unser Männchen gebaut und uns wieder gesetzt hatten, erzählte dieser Lausejunge uns folgendes: "Als Gott die Welt schuf, schuf er auch den Menschen und gab ihm, wie auch dem Esel, dem Hund und dem Affen eine Lebenszeit von 30 Jahren.

Unzufrieden, wie der Mensch war und ist, war er mit 30 Lebensjahren nicht einverstanden. Gott gab in seiner Güte dem Menschen noch 20 Jahre vom Esel dazu. Aber auch dies reichte dem Menschen nicht und er bekam noch 20 Jahre vom Hund und als er noch mehr haben wollte, noch 10 Jahre vom Affen dazu. Ich bin mit meinen 21 Jahren noch ein Mensch, aber bei Euch merkt man die Jahre des Esels, ihr seid träge und faul. Ja, einige sind schon in den Jahren des Hundes, knurrig, bissig und bald kommt ihr auch noch in die Affenjahre. Ihr seid nicht mehr wert, als daß ihr in ein Massengrab kommt, zugeschissen werdet und dann die Hakenkreuzfahne oben darauf. Das Letzte hätte er nicht sagen sollen, denn dies wurde nach oben gemeldet und unser Oberleutnant Iwan der Schreckliche war bald auf der Hasenhecke nicht mehr zu sehen. Auch wir wurden am Güterbahnhof in Kassel bald verladen, kamen erst in die Lüneburger Heide und von hier aus nach Dänemark und weiter auf eine einsame Insel der Ostsee. Von hier konnte ich meiner Familie Lebensmittel senden und ich tat dies soviel es in meinen Kräften stand.

Hier war ich nun bei einer Luftnachrichtentruppe, bestehend aus Radargeräten, Flugwachen, Fluko. Mit einem Unteroffizier und 6 Mann hielten wir auf dieser Insel weit draußen auf der See Wache. Die Bevölkerungszahl der Insel war klein. Meine Kameraden waren alle von der Waterkant. Sie konnten sich gut dänisch mit der Bevölkerung unterhalten und sprachen miteinander in ihrem norddeutschen Dialekt. Ich verstand kein Wort, weder dänisch noch das norddeutsche Dialekt und viele Monate war dies der Fall. Kinder war das eine schwere Zeit für mich und ein sensibler Mensch kann in diesem Fall an Heimweh sterben. Wie oft sagte ich "Sprecht doch mal deutsch, ihr Russe". Aber sie betrachteten das was ich sagte als einen Spaß. Eines Tages wurde ich zu einer Übung nach dem Westen Dänemarks, der Nordseeküste, kommandiert. Dort hörte ich eines morgens Heimatklänge und zwar diese Worte: Ich hach der ae ufs Ach, un ufs anner Ach aach". Das war Musik für mich. Das war mir mehr als eine Oper. Es war Heimat. Ichrannte den Klängen entgegen, sah den Mann, von dem sie kamen an als sei er der Weihnachtsmann und hauchte "Mensch bist de aus der Frankfurter Gegend?" Er aber versuchte mich zu beruhigen und tröstete mich: "Kerlche fall mer doch net aus em Anzug, jo, ich sein aus Isseburg". Denken mußte ich in dieser Zeit immer an das Gedicht, das wir in der Schule lernten: Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam so traut, erstes Wort, das mir erschallet, süßes erstes Liebeswort, erster Ton, den ich gelallet, klingest ewig in mir fort."

Andere Geschichten, die mich den Hanjürg betreffen, kann ich von Dänemark hier berichten. So wurde ich einmal von einer Wache, die weit draußen auf einer Insel in der Ostsee lag, zur Kompanie nach Odense beordert. Es war nämlich vor Wochen schon der Befehl ausgegeben worden, daß alle Teilnehmer des ersten Weltkrieges, die an der Front waren, zu Unteroffizieren befördert würden. Dafür verlangte man eine arische Abstammungsbescheinigung und ich hatte sie auf der Schreibstube nicht abgegeben. Am nächsten Morgen trat die Kompanie an. Der Spieß ließ mich vortreten und der Herr Hauptmann fragte mich, weshalb ich mich weigere, meine arische Abstammung der Kompanie zu übergeben. Ich antwortete wie folgt: "Meine Frau hat mir geschrieben, mein liebster Mann, lasse dich ja nicht befördern, denn sie schießen immer erst auf die Hohen." Ein fürchterliches Gelächter erscholl über den Kasernenhof. Selbst der Hauptmann konnte ein Lächeln nicht verkneifen. Aber der Hauptfeldwebel jagte mich ins Glied zurück und ich wurde kurz darauf an die Westküste Dänemarks versetzt. Eines Tages ließ uns unser Hauptmann antreten. Nach dem Unterricht las uns derselbe noch ein Schreiben der obersten Führung vor, bis zum Schluß auszuhalten und es endete damit, daß wir im Besitze einer Waffe seien, die jetzt bald eingesetzt würde. Wo diese Geschosse hinfallen würden, wäre alles vernichtet und allen wird Hören und Sehen vergehen. Da riß bei mir der Faden ab und ich fauchte hinaus: "Herr Hauptmann, das ist, das kann nicht wahr sein und ich will es nicht". Alle Kameraden wurden weiß im Gesicht, weiß wie Schnee und sie sahen schwarz, kohlschwarz für den Schwarz, den Hanjürg. Es lag nur ein paar Monate zurück, da hatte eine Wehrmachtshelferin von unserem Regiment über den 20. Juni 1944 gesprochen und in ihrer Aufregung gesagt, es sei besser gewesen, wenn der Anschlag auf Hitler gelungen wäre. Sie wurde aufgehängt und mußte ihre Unbeherrschtheit mit dem Tode büßen. Der Hauptmann aber ging sofort von uns weg und der Spieß ließ uns wegtreten. Nach ein paar Minuten wurde ich zum Rapport zum Herrn Hauptmann beordert. Der Anschiß, den ich erhielt war nicht von schlechten Eltern, aber nach und nach wurde der Hauptmann ruhiger und er ließ mich zu Worte kommen. Ich sagte "Jawohl Herr Hauptmann, ich habe meine Nerven verloren und war nicht mehr Herr meiner selbst. Aber ich konnte nicht anders und der Grund ist der letzte Wehrmachtsbericht, der lautete, daß die Fronten schon vor bzw. hinter dem Main liegen und daß im Odenwald schwere Kämpfe sind. Meine Familie wohnt entweder hinter der Front oder sogar mitten drin, wenn sie überhaupt noch lebt. Auch mein schwer verwundeter Sohn liegt im Kampfgebiet und wenn eine solch furchtbare Waffe wie Sie sie Herr Hauptmann vorhin schilderten, dort eingesetzt würde, wäre meine ganze Familie verloren. Sie würde eventuell unter fürchterlichen Qualen umkommen und da soll ich schweigen? Was bin ich ohne meine Familie und für wen kämpfe, sorge und leide ich? Hat eine vernichtete, ausgestorbene, ausgebrannte Heimat noch einen Sinn für mich und auch für Sie, Herr Hauptmann?" Er aber sagte nichts mehr als "Gehen Sie und bringen Sie sich und auch mich in Zukunft nicht mehr in eine solche Situation."

Und dann kamen die Engländer. Wir aber wurden nicht entwaffnet sondern weiterhin mußten wir vor dem "Fluko" und bei den Geräten Wache schieben. Erst im Monat August 1945 wurden wir in ein Gefangenenlager in Schleswig-Holstein überführt, nicht von Engländern, sondern von dänischen "Freiheitskämpfern" bewacht. In Güterzügen eingepfercht konnten wir keine Notdurft verrichten. Ich mußte unbedingt austreten und wir hielten vor einem Bahnhof und nebenan war ein kleines Gebüsch. Ich fragte einen Wachhabenden - dieser wies mich in das Gebüsch, aber ein anderer sah mich dort verschwinden und wußte nichts weiter zu tun, als aus der bestimmt für ihn unbekannten Waffe, einer Maschinenpistole, auf mich zu schießen. Ich glaube, er und ich, wir drückten zur gleichen Zeit ab. Nie zuvor sind die Kugeln so dicht um mich her geflogen. Eine davon streifte meinen Ärmel und versengte ihn. Ich aber fiel um und beschmutzte mich. Wäre ich tot gewesen, hätte der Schütze vielleicht einen Orden erhalten und wäre in den Augen der Welt heute ein Held. Ein deutscher Soldat aber könnte im gleichen Falle noch heute, nach 23 Jahren, zum Verbrecher gestempelt, vor Gericht gestellt und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt werden. Zum Nachdenken sei gesagt, daß in unserem Nachbarort Breitenbrunn beim Einmarsch feindlicher Truppen drei Bürger aus ihren Wohnungen geholt, in den Wald geführt und erschossen wurden. Warum, weshalb? Es gibt keine Antwort, das Schicksal bleibt stumm. Auch in Wald-Amorbach gab es noch Tote. Einer Familie wurde von Plünderern der einzige Sohn erschossen. Wieviel Herzeleid gab es noch beim Kriegsende und wieviele Tränen um die Toten wurden da noch vergossen.

Ich habe aber in der Zeit der zwei Jahre meines Seins in Dänemark auch Angenehmes erlebt. Es ist ein landschaftlich schönes, von der Nord- und Ostsee umgebenes Land mit vielen grünen, fruchtbaren Halb- und vom Wasser ganz umgebenen Inseln und Inselchen. Reich ist es an Lebens-

mitteln, die das Land und das Meer ihm gibt. Seine Städte sind sauber und schön und der Däne ist gastfreundlich. Ein weiteres gutes Andenken ist auch das an meinen guten Freund, den Gefreiten Zimtarsch. Er war Stettiner, hatte dort sein Haus und war von Beruf Rechtsanwalt. Wir beide waren wirkliche Freunde und hatten gemeinsam nur den einen Gedanken, wie kommen wir davon, wie kommen wir nach Hause. Wir wurden vor Kriegsende voneinander getrennt und heute noch frage ich mich, wie wird es ihm ergangen sein, wo ist seine Heimat, wo ist er zu Hause, mein guter Kamerad Zimtarsch.

Während des Krieges hatte ich oft vor Verwundeten und anderen Kameraden gesungen und viel Beifall geerntet. Einmal bekam ich Urlaub zu einem Konzert in Darmstadt. Meine Gemahlin fuhr auch nach dort, denn nach dem Programm sang ich die Arie des Uriel aus der Schöpfung von Haydn, die meine Frau so gerne von mir hörte und in der es heißt: "An seinen Busen schmieget sich, für ihn aus ihm geformt, die Gattin". Zum Schluß des Konzertes aber sang ich noch mit meiner Partnerin, der Sopranistin Leis-Velte, eines der großen Duetto aus der Oper "Martha" von Flotho. Als meine Duo-Partnerin sang: "Letzte Rose wie magst du . . . und ich als Tenor mit ihr einsetzte: "Sollst ruhn mir am Herzen und mit mir, ja mit mir, im Grab", hörte ich ein leises Schluchzen. Es kam von meiner lieben Frau, sie konnte es nicht überwinden. Morgen müssen wir uns wieder trennen, ich mußte zu meiner Truppe und sie mit den Kindern war zu Hause noch größeren Gefahren ausgesetzt als ich. Ach wie schwer war diese Zeit für uns alle.

Ja heute stimmt es mich noch traurig, das was meine Frau am Ende des furchtbaren Krieges hatte mitmachen und aushalten müssen. Als ich im Herbst 1945 aus englischer Gefangenschaft zurückkam und meine liebe Frau sah, war ich entsetzt und erschreckt, so verhärmt, unterernährt und krankhaft nervös war sie. Sie, die noch bei meinem letzten Urlaub im Jahre 1943 vor Gesundheit strotzte. Wir wohnten 18 Jahre im Rathaus der Gemeinde Neustadt. Unsere Vorplatztüre lag direkt neben dem Eingang des Bürgermeisteramtes. Durch die Fabriken waren in Neustadt mehrere hundert Fremdarbeiter untergebracht. Als der Krieg zu Ende ging und die Gefangenen ohne Aufsicht und der Feind schon über der Grenze, über dem Rhein, ja bereits vor dem Städtchen war, was da geschah, muß verheerend gewesen sein. Geschäfte wurden ausgeplündert, Höfe beraubt und Menschen beschossen und unsere Wohnung war dort, wo sich die Zentrale der Aufrührer befand. Wie oft flüchtete meine Frau

mit den Kindern in den im Hinterhof liegenden Keller um sich zu schützen vor Fliegerangriffen und Belästigungen der freigelassenen Gefangenen. Dann kamen amerikanische Soldaten und besetzten unser Städtchen mit schwarzen und weißen Truppen. Die Unannehmlichkeiten ließen damit nicht nach, sondern vergrößerten sich für meine Familie. Bei Tage ging es an unserer Vorplatztür her wie vor einem Taubenschlage. Aber auch bei Nacht gab es wenig Ruhe und es klingelte unsere Türglocke und es klopfte an der Türe; wenn nicht sofort geöffnet wurde, hämmerte man mit den Fäusten und trat mit den Schuhen an die Türe. Am schlimmsten aber war es, wenn die Soldaten und auch andere Störenfriede betrunken vor der Türe standen, krakeelten und in die Wohnung eindrangen. Welche Angst die Meinen gerade und besonders in solchen Momenten aushielten, kann man auch noch damit erklären, daß sie allein, und ich, der Vater, noch in Gefangenschaft und nicht zu Hause war. Ein kaum der Kindheit entwichener Mann aber war da, und es war ein besonderer Mann. Einer von denen, die man zu dieser Zeit suchte wie eine Stecknadel in einem Heuhaufen. Bei Nacht und Nebel war er angekommen und er lag schwerverwundet in unserer Wohnung. Niemand in der Nachbarschaft wußte es, daß er da war, unser ältester Sohn, der SS-Mann Schwarz. In ihrer Not aber konnte auch meine Frau es auf die Dauer nicht verheimlichen. Sie rief den damaligen kommunistischen Bürgermeister in die Wohnung und zeigte ihm den Schwerverwundeten, der unter großen Schmerzen litt und bald bis zum Skelett abgemagert war. Der Bürgermeister aber machte bei der Besatzungsbehörde keine Meldung. Die ausgestandene Angst war groß. Dazu kam die Lebensmittelnot, vor allem an Milch und Brot. Aber meine Frau arbeitete und sorgte auf mannigfaltige Art und Weise dafür, daß sie und die Kinder nicht verhungerten. Ich traf alle lebend bei meiner Heimkehr aus dem Kriege an und sie alle waren mit mir glücklich und froh, daß der Papa, der Hanjürg, wieder bei ihnen war. Bei meiner Heimkehr war der Krieg schon fast ein halbes Jahr zu Ende und auch jetzt sah es mit Arbeit schlecht aus. Es mußte aber doch Geld verdient werden, denn die Familie war in Not. Da dachte ich an meine Konzerte während des Krieges und fand auch eine Partnerin und zwar die Sopranistin Frau Erika Beck-Blankenborn und die Pianistin Frau Fertig-von Treden. Wir gaben Konzerte und fanden in vielen Orten weit und breit ein dankbares Publikum. Wir sangen Arien aus Opern und Operetten, Lieder und Duette aller Art und unsere Aufführungen waren beliebt und gut besucht. Zu einigen meiner Konzerte verpflichtete ich noch die Tänzerin, Fräulein

Engel, vom Stadttheater Darmstadt. Auch diese Darbietungen wurden mit Begeisterung aufgenommen.

Bald aber gab es wieder eine Geldentwertung, die Währungsreform und unsere Zuhörer wurden finanziell am schwersten getroffen. Ich suchte mir deshalb eine sichere Arbeitsstelle und fand sie in den Gummiwerken Veith AG. Dort arbeitete ich zuerst im Walzwerk und dann in der ungesundesten Stelle des Werkes, im Rührwerk. Hier wurden die zur Fabrikation benötigten Gewebe mit Benzol durchtränkt und bearbeitet.

Nach zwei Jahren aber kam ich aufs Büro und arbeitete weit über ein Jahrzehnt bis über mein 65. Lebensjahr hinaus in der Buchhaltung.

"Vor Allem eins, mein Kind, sei treu und wahr, laß nie die Lüge deinen Mund entweihen, von Alters her im deutschen Volke war das höchste Gut, getreu und wahr zu sein". Oh, welch ein schönes Gedicht. Hat es heute noch einen Wert in unserem deutschen Vaterlande? Ich glaube ja, denn es gibt noch viele Idealisten unter uns. Auch Männer und Frauen, denen das Schicksal unserer Heimat und der da Lebenden am Herzen liegt. Auch ich, de Hanjürg, mache mir Sorgen um die Zukunft meiner Nachkommen. Aber davon wollte ich in diesem Augenblick ja gar nicht reden, sondern von mir wollte ich erzählen, von Hanjürg, was und wer ich bin. Ich muß schon zugeben, daß ich ein ulkiger Kautz bin und überhaupt ein recht verschrobener Patron. Ja, diese Selbsterkenntnis habe ich schon immer gehabt und mich trotzdem nicht gebessert. Wenn ich mich selbst frage "warum - weshalb", so kann ich nur antworten, ich komme einfach aus meiner eigenen Haut nicht heraus. Im Leben hätte ich es weiter bringen können, wenn ich nicht ein Phlegmatiker, sondern ein Streber und Schönschwätzer gewesen wäre. Aber gerade dies konnte ich nicht leiden. Eines aber bewegte mich in meinem Leben und lag mir am Herzen, das stellte ich nicht unter eine Scheffel, das war das große Geschenk, das mir Gott gab, meine Stimme. Darüber kann ich nicht schweigen.

Ich liebte von meiner frühesten Jugend an den Gesang. Ich kann nicht anders, ich muß mich selbst, der Wahrheit entsprechend, in diesem Falle loben. Meine Stimme war schön. Als kleines Kind, in der Zeit als ich noch nicht die Schule besuchte, sang ich schon im Vereinshaus fromme Lieder. Herr Pfarrer Sartorius belobte mich und dankte vor der ganzen Gemeinde für meine vorgebrachten Gesangsvorträge. Es gab später in unserer Volksschule kein Kind, das so schön sang wie ich. Die Lehrerschaft lobte mich, schraubte aber ihre Ansprüche an mich immer höher.

So bekam ich allein, als ein Lied nicht klappen wollte, Bekanntschaft mit dem Rohrstock. Ich war in meiner Schulklasse Vorbild und trug damit die große Verantwortung. Aber auch andere Momente gab es, so suchte einmal ein unmusikalischer Lehrer, der unseren Gesangslehrer vertrat, lange auf einer Violine vergeblich den Anfangston eines Liedes. Ich aber gab ohne Instrument den Ton richtig an. Anstatt mich zu loben, schimpfte der Herr Lehrer und stellte mich während der ganzen Übungsstunde in die Ecke, mit dem Blick an die Wand. Dies war für mich eine große Schmach. Ich weinte nicht, aber ich glaubte, mir bräche das Herz vor Scham und Wut. Als ich 14 Jahre alt war, war mein Stimmbruch schon vorbei und ich hatte eine Männerstimme. Am Anfang des ersten Weltkrieges sang ich schon bei Beerdigungen und anderen Auftritten im Männerchor als Tenor. Nach dem ersten Weltkrieg aber brauchte man mich im Chore so nötig, daß er bei Sängerwettstreiten, an den wir uns in jedem Jahr beteiligten, ohne mich am liebsten nicht auftreten wollte. Beim Auftritt des Chores aber stand ich nicht vorne an der Rampe, sondern ganz hinten und sang dort, wo es für eine Stimme kritisch wurde. Ich kann mich genau erinnern, daß ich einmal in Fulda erst den Solo des ersten Basses sang, dann sofort eine schwierige Stelle des zweiten Tenors und dann kam zum Schluß das hohe C des ersten Tenors. Meine junge, helle Tenorstimme übertönte klar wie eine Lerche alle anderen Stimmen. Wie oft klatschten uns selbst die Wertungsrichter und Kritiker Beifall.

Im Jahre 1923 gründete, leitete und führte ich ein Männerquartett bis zum Jahre 1925/26. Dies war meine erste Leistung als Chorleiter.

Im Jahre 1932 aber bekam ich die Aufgabe, den Männerchor 1845 Neustadt zu leiten. Diesen ehrenvollen Auftrag behielt ich bis zum Verbot beziehungsweise der Auflösung dieses Chores im Jahre 1945. Nach meiner Heimkehr aber, bis zum heutigen Tage, leitete ich Männer-, Frauen-, Gemischte- und Kinderchöre. Zeitweise waren es ein halbes Dutzend und mehr. Da dies alles eine Nebenbeschäftigung für mich war und ich jahrelang weite Wege zu meinen Sängerinnen und Sängern zu Fuß, dann per Fahrrad, später mit dem Motorrad, und jetzt mit einem Auto, machen mußte, hat diese schwere Arbeit mir doch sehr zugesetzt.

Und nun behaupten viele Leute, es gäbe heute keine Idealisten mehr. Die Leute haben nicht ganz unrecht, aber trotzdem es gibt noch welche: Das sind die aktiven Sänger. Sie kommen zu den Übungsstunden, opfern Zeit, Geld, Bequemlichkeit und mehr dem deutschen Liede, ja sie nehmen oft noch Ärger und Tadel auf sich und kommen doch immer wieder zur

Übungsstunde zurück. Diener der deutschen Kultur, die nicht zu den grossen Glänzern gehören, sie sind es, die das deutsche Lied pflegen und erhalten.

Mit meinen Sangesbrüdern und -Schwestern feierte ich, trank ich, sang, freute und litt ich. Ungezählte fröhliche Feste, hunderte von Hochzeiten, Geburtstagen, Kindtaufen und deren Freuden, verlebte ich mit meinen Sängern in ihrer Mitte. Aber auch wieviele schwere Stunden machte ich mit ihnen und für sie durch, aber stets war der Gesang dabei. Wer dies alles nicht miterlebte, der kann unsere Sängerfamilie nicht begreifen. Wie oft gingen wir mit einem der Unseren den letzten Gang und das Singen am Grabe fiel uns schwer. Schwer traf mich auch, als man einen meiner liebsten Chöre, den ich leiten durfte, den Männerchor 1845 Neustadt, an seinem 100. Geburtstag auflöste. Ich kam zu spät aus der Gefangenschaft und versuchte trotzdem noch ihn, meinen Verein, zu retten. Aber das Gegenteil geschah, man schmähte mich und versuchte mich außerhalb der Gemeinschaft zu stellen, indem man mir jedes Können als Chorleiter absprach. Aber die Zeit heilet alle Wunden, es änderte sich alles zum Besten und heute besteht der Männerchor 1845 wieder und es sei alles vergeben. Kein Mensch sollte sich außerhalb der Dorf- oder Stadtgemeinschaft stellen und nach meiner Meinung muß der, der solches tut, sich unglücklich fühlen. Wie viele Jahre trug ich doch dazu bei, unsere Kirchweihen festlich und schön zu gestalten. Ich dichtete Sprüche und Verse und hängte den Strauß an das ausgestreckte Wirtshausschild. Jedes Jahr übte ich früher Schauspiele, Lust- und Singspiele, ja Operetten, mit Laiengruppen ein und spielte eine der Hauptrollen. Wie oft benötigte man mich als Solist für die Ausfüllung von Konzerten, Geselligkeiten und Bunten Abenden. In hunderten von Dekorierungs-, Unterhaltungs- und Wohltätigkeitsveranstaltungen sang ich für ein schönes "Dankeschön", besorgte einen Pianisten und hatte diesen auch noch zum Essen bei meiner Familie. In der Zeit, wenn Kofirmanden das erstemal vor den Tisch des Herren traten, war niemand vorhanden, der dafür sorgte, daß diese Kinder ein Lob- und Danklied singen konnten. Der Hanjürg nahm, wenn sie darum baten, sich ihrer an, übte einen Chor ein und leitete und sang mit den Konfirmanden auf ihrem Feste. Aber auch wenn der evangelische Kirchenchor singen wollte und der Tenor war schwach oder glänzte durch seine Abwesenheit, besann man sich auf den Hanjürg, bat ihn mitzusingen, und er sang den Tenor des evangelischen Kirchenchores.

Hemmes kannte mich und bat mich, den Chor zu übernehmen. Ich tat dies gerne, übte viele Messen in deutscher, hauptsächlich aber in lateinischer Sprache ein. Ich, der Protestant Hanjürg, besuchte über ein Jahrzehnt bei allen christlichen Festen die katholische Kirche und sang dort mit meinen Sängern und Sängerinnen Messen, sang auch mit ihnen bei Trauungen, Beerdigungen und weltlichen Festen. Ich fuhr mit ihnen zu Prozessionen an Wallfahrtsorte. Dies alles tat ich, der Hanjürg.

"Daß die Zeit einst golden war, wer will das bestreiten, denkt man doch in Silberhaar, gern vergangener Zeiten". Und wenn ich, der Hanjürg, zu rückdenke, dann bin ich glücklich und danke Gott für alles Gute und Liebe, das er mir so gnädig in seiner Güte geschenkt hat. Heute sehe ich ein, daß auch das, was er mir auferlegte, doch zum Besten für mich war. Es war alles zu ertragen und durch die Schwere mancher auferlegten Lasten wurde ich stark und fürs Leben gestählt. Schon in meinen jüngsten Jahren mußte ich auf manches verzichten, was für andere Jungens eine selbstverständliche Sache war. Für mich aber wurde mein späteres Leben schöner, denn ich betrachtete die kleinste Gabe für ein glückliches Geschenk, ich war daher stets fröhlich und zufrieden. Wäre ich aber in meinen jüngsten Jahren mit Gutem gesegnet gewesen, hätte ich niemals so glücklich leben können. Ja, es stimmt, ich hatte in meiner Jugend oft unter unserer Armut gelitten. So machte einmal unsere Volksschule einen Ausflug mit der Bahn nach Brückenau und den Berg "Dreistelz". Als ich meiner Mutter freudestrahlend dies erzählte und ihr sagte, daß die Fahrt und alles Dazugehörige nur 40 Pfennige kosten würde, sahen meine scharfen Augen, daß sie zusammenzuckte. Fünf Kinder von uns gingen in die Schule, fünf mal 40 Pfennig ist nach Adam Riese zwei Reichsmark. Das war zuviel für unsere Familie und ich sagte sofort recht fröhlich in leichtem Tone: "Ich will aber net mit, Mamme, aber die anderen vier, sie solle mitfahre". Meiner Mutter fiel ein Stein vom Herzen. sie streichelte mir den Kopf und sagte: "Des wär mir aber recht, mein Jong". Ich hüpfte leichtfüssig und lustig davon, denn die Gute sollte die Tränen nicht sehen, die sich in meinen Augen hervorstahlen. In der Nacht schlief ich schlecht und an dem Morgen, als sie abfuhren und am Bahnhof noch ein Lied sangen, mußte ich weinen. Um nicht laut zu schreien, biß ich mir die Lippen wund.

Dann aber rief ich vom Hofe so leicht und lustig wie nur möglich der Mutter, die ja stets in Arbeit steckte, zu, ich ginge ins Bruch Kartoffeln holen. Sie antwortete mir: "Es ist recht". Ich aber lief wie ein Windhund im Laufschritt mit meinem Kartoffelkorb und der Harke auf unseren Acker. Von dort aus sah man weit nach Osten hin die Dreistelz. Ich dachte, jetzt kommen sie dort an und steigen auf den Berg. Ich sah mich um, stellte fest, daß niemand in der Nähe war, warf mich in die Ackerfurche, krallte mich mit beiden Händen in die Erde und biß mich fest am Dreck, heulte auf vor Schmerz und Weh, wie ein Wolf.

Und weiter fällt mir ein: Es war an meinem Konfirmationstage, nachmittags. 44 Konfirmanden waren wir. Alle gingen sie nach Breunings zu den dortigen Konfirmanden, die zu unserem Kirchspiel gehörten. Mein Vater aber verbot mir mitzugehen und ich mußte gegen meinem Willen als Einziger der Konfirmanden im Vereinshaus einer Feier des CVJM beiwohnen. Wieder blieben meine Tränen ungeweint, aber mein Herz bekam einen Knax. Die unschönen, häßlichen Gedanken, die ich bei dieser Feier und den ganzen Tag in mir trug, sie mögen mir vergeben sein. Zurückgeblieben aber ist in mir die Überzeugung, daß eine aufgezwungene und auch noch überspannte Frömmigkeit niemals zum Segen gereichen kann.

Und jetzt, was habe ich jetzt noch zu sagen? Jetzt bin ich nun selbst ein alter Mann geworden, ein Rentner. Manchesmal kann ich dies gar nicht fassen, ich meine, ich sei noch jung an Jahren. Aber wenn dann der Ischias kommt und der Rheumatismus meldet sich und beide piecken, stechen und quälen mich, dann zuck ich zusammen. Wenn ich dann in den Spiegel schaue, da guckt mir ja wahrhaftig der Alte Schwarz, mein Vater, direkt ins Gesicht. Da erschreck ich und meine, mein alter Herr wollte mir eine Gardinenpredigt halten. Ich sehe ja genau so aus wie er, der alte Schwarz.

Jetzt sitze ich da, allein. Meine gute Frau Luise, meine bessere Hälfte, ist schon ein paar Jahre tot. Fast alle meine alten Freunde leben nicht mehr. "Die alten Straßen noch, die alten Häuser noch", wo ich auch bin und hingehe, "die alten Freunde. . . sie sind nicht mehr". So sitze ich und denke an Zeiten wo ich für und auch mit meinen Mitmenschen sang. Wo ich Männer, Frauen und Kinder lehrte und sie lernte Lieder zu verstehen, sie zu begreifen und sie zu singen. Lieder, die sprachen von Liebe zu der Liebsten und Liebe zu den Mitmenschen, von Liebe zur Natur, der Heimat, dem Vaterlande und nicht zuletzt der Liebe zu dem Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden. Lieder, die in Freud und Leid uns erbauen und trösten und uns über alles Häßliche hinwegtragen. Nur den Menschen ist die Gabe geschenkt, durch Wort und Ton Gott zu

loben und zu preisen und ich frage mich, warum nutzen wir dieses Geschenk nicht aus? Ich, der Hanjürg, habe es ja in meinem Leben dankbar ausgenutzt, ja ich kann sagen, ich habe mit dem Pfund, das Gott mir gab, gewuchert und will es soviel ich kann, weiterhin tun. Ach wie macht es mich glücklich und froh, daß ich noch singen kann. Es ist Feiertag in mir, Sonntagmorgen ist es, und ich höre in mir klingen des Schäfers Sonntagslied "Ich bin allein auf weiter Flur, noch eine Morgenglocke nur". Ja, ich höre, ich spüre sie, die eine-klingende-Morgenglocke.

Es ist still, ganz still um mich her und ich horche tief in mich hinein, höre Stimmen und Klänge von tausend Liedern und mehr und sie klingen und sprechen "Es ist Feierabend, das Tagwerk ist vollbracht". Und weiter höre und merke ich die herrlichen Akkorde von Schubert "Wie schön bist du, freundliche Stille, himmlische Ruh" und sie gehen mir zu Herzen und ich fühle es und singe leise, "Warte, warte nur ein Weilchen, Hanjürg, warte nur, balde ruhest du auch.

Meine liebe Frau ist tot, jetzt schon viele Jahre, und ich brauchte doch jemanden, der auf mich achtet und da habe ich nun in Michelstadt ein Frauchen kennen gelernt. Witwe ist sie und hat keine Kinder. Sie saß so mutterseelenallein in ihrem Häuschen in der Waldstraße. Jetzt bin ich bei ihr. Sie hegt und pflegt mich alten Diabetiker, kocht mir Diät, tut mir alles, was ich brauche und hält vor allen Dingen mich und meine Sachen sauber und ordentlich. In diesem Falle kann ich mit gutem Gewissen sagen, habe ich das große Los gewonnen.

Aber sie stellt mich fast täglich auch vor Probleme und Prognosen, die schwer zu lösen sind. So machten wir kürzlich einen Spaziergang in der Bahnhofstraße in Michelstadt. Als wir in die Rudolf-Marburg-Straße einbogen, steht da ein Schild mit einem Pfeil und der Aufschrift "Musikhaus Friedrich 100 Meter". Ich sagte, diese 100 Meter hat bestimmt der Fuchs gemessen, denn bis dorthin sind es mindestens 200 Meter. Aber das Kätchen, so heißt sie nämlich, widersprach mir wie folgt: Du bis die ganze Zeit mit dem Auto dahergefahren, und jetzt, wo du einmal läufst, behauptest du, es wären mehr als 100 Meter. Es ist bestimmt nicht zum Laufen, sondern zum Fahren bemessen und da wirds schon stimmen." Ich atmete tief auf, denn ich war geschlagen, wie Robert Blum. So ist sie, das Kätchen, und babbele tut sie, ach du liebe Güte. Wenn ich abends heimkomme, dann gehts los. "Denk emol hie", sagt sie, "do hat doch der Herr Keil heut, als ich vorbeiging, und er seine Fensterläden gestrichen hat, gesagt, die Welt ging bald unter und es dauert net mehr lang, vielleicht noch